

Steffen Reiche

Tief träumen und hellwach sein

Politiker und Pfarrer mit Leidenschaft

Ein autobiografischer Essay



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0461-7

© 2020 by
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Ralf Schnarrenberger, Hamburg
Umschlagbild: © Jens Jeske / www.jens-jeske.de

Satz:
Kempken DTP-Service | Satztechnik • Druckvorstufe • Mediengestaltung, Marburg

Druck und Verarbeitung: CPI Books, Leck

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2020

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1	
Herkunft und Lebensgefühl an der deutsch-deutschen Grenze	7
Kapitel 2	
Junger Pionier und Konfirmand, Studium am Sprachenkonvikt und Tischlerlehre	17
Kapitel 3	
Geburtstagsreisen in den Westen und die Idee, in der DDR eine SPD zu gründen	40
Kapitel 4	
Gründung der SDP am 7. Oktober 1989 in Schwante	61
Kapitel 5	
Die Reise nach Bonn und die Präferenz der Kontakte der SPD zur SDP	73
Kapitel 6	
Die Mauer wird durchlaufen, die SPD gründet sich überall vor Ort, verliert aber die Volkskammerwahlen	93
Kapitel 7	
Erster Landesvorsitzender der SPD Brandenburg, Manfred Stolpe wird Ministerpräsident	124
Kapitel 8	
Der Aufbruch in das neue Land und der Brandenburger Weg	153

Kapitel 9	
Minister für Kultur und Wissenschaft und die gescheiterte Länderfusion	178
Kapitel 10	
Die umkämpfte Bildung und der jähe Amtsverlust	212
Kapitel 11	
Abgeordneter im Deutschen Bundestag	238
Kapitel 12	
Vom Politiker zurück zum Pfarrer	246
Bildrechte	263

KAPITEL 1

HERKUNFT UND LEBENSGEFÜHL AN DER DEUTSCH-DEUTSCHEN GRENZE

Das Grenzgebiet hat mich und mein Denken seit Kindertagen geprägt. Von der Rosenstraße in Babelsberg, einem Stadtteil von Potsdam, wo ich aufgewachsen bin, war es nicht weit bis zum Eisernen Vorhang, der Grenze zu West-Berlin. Das blieb auch so, als meine Eltern in einem Ringtausch eine größere Wohnung bekamen, und wir in der alten Filmstadt von Babelsberg, in der Lessingstraße wohnten. Abends, wenn ich im Bett lag und der Wind aus Osten kam, konnte ich die Ansagen auf dem Bahnhof Griebnitzsee hören. Von dort fuhren die Züge Richtung BRD, Richtung Westen ab. BRD sagten wir so, wie wir DDR sagten. Beides mit einer gewissen Distanz. Bundesrepublik klang zu vertraut. So vertraut waren wir nicht mit dem Land, das wir nicht besuchen konnten, das Land, in dem der Klassenfeind lebte, aber auch meine Großeltern.

Manche Freunde von mir wohnten direkt an der Grenze. Das Gebiet war zwar für uns gesperrt, aber Kinder durften ihre Klassenkameraden manchmal mit zu sich nach Hause nehmen. Auch meine Schule lag in Grenznähe. Die Polytechnische Oberschule Hans Marchwitza, die ich bis zur zehnten Klasse besuchte, lag im Babelsberger Park mit seinem preußischen Schloss, in dem sich meine Eltern kennenlernten, als dort die Filmhochschule noch untergebracht war. Jeden Tag fuhr ich mit dem Obus, dem Oberleitungsbus wie man sie

aus der Sowjetunion kannte, zu meiner »POS« im Babelsberger Park. Die »Hochschule für Staat und Recht« umgab uns dort, die auf die Gebäude verteilt war, die an den Rand des Parks, der von Pückler gestaltet worden war, einfach hineingebaut wurden.

Wenn wir im Winter Sportunterricht hatten, gingen wir zu Fuß über die kleine Havel-Brücke, die als Ersatzbrücke für die alte, im Krieg zerstörte Enver-Pascha-Brücke gebaut worden war, nach Klein-Glienicke. Unsere Sporthalle war im dortigen alten Bürgersaal untergebracht. Die berühmte Glienicker Brücke, auf der 1962 der sowjetische Agent Rudolf Iwanowitsch Abel in einer Nacht-und-Nebel-Aktion gegen den amerikanischen Piloten Francis Gary Powers ausgetauscht worden war, nachdem Chruschtschows Generäle ein geheimes US-Aufklärungsflugzeug vom Typ U-2 über der UdSSR abgeschossen hatten, lag nur einige Steinwürfe entfernt. Unten am Tiefen See, ganz in der Nähe der Grenze, gingen wir im Sommer oft baden, weil man da, anders als in der Badeanstalt vom Babelsberger Park, ungestört war.

Manches in der Babelsberger Rosenstraße ist heute noch so wie früher. Die lang gestreckten Häuser der ehemaligen Arbeiter- und Wohnungsbaugenossenschaft »AWG Karl Marx«, vierstöckige Ziegelbauten aus den 1950er-Jahren, und der große Sportplatz an der Sandscholle existieren noch. Die DEFA, bei der mein Vater als Leiter der Abteilung für Beleuchtungstechnik und meine Mutter im Zentrum der Kameramänner arbeiteten, war praktisch um die Ecke. Hier lebten meine Eltern, mein jüngerer Bruder Matthias und ich, eher kleinbürgerlich, in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung, wie sie vom Arbeiter-und-Bauern-Staat für kleine Familien errichtet worden war. Als 1970 mein jüngster Bruder Daniel zur Welt kam, zogen wir um in ein Dreifamilienhaus in der Lessingstraße mitten in der Filmstadt. In der Nähe hatten einst Erich Kästner, Marika Röck und viele andere UFA-Filmgrößen gewohnt. Unter uns wohnte ein Major der Volksarmee, über uns ein Wissenschaftler.

Es hatte etwas Besonderes, in der Filmstadt zu arbeiten. Das farbte auf uns Kinder ab, denn wir besuchten die Eltern regelmäßig in den Ferien, sahen die großen Hallen und wie dort in sich ständig

wandelnden Requisiten Filme gedreht wurden. Die Zeiten der Rökk waren zwar lange vorbei, aber es lag noch immer eine gewisse Exklusivität in der Luft. Hier herrschte ein anderes Klima als sonst in sozialistischen Betrieben, wo die Partei den Ton vorgab und man sich in ein strenges Kollektiv einfügen musste. Hier aber gab es bei manchen Sachen ein Augenzwinkern, wurde manches freier gesehen, obwohl man sich natürlich auch hier an die große Linie halten musste. Mein Vater und meine Mutter waren trotz ihrer Berufe keine kunstfanatischen Cineasten, sondern eher technisch orientierte, nüchterne Menschen, Ingenieure, wie die meisten ihrer Freunde und Bekannten auch. Die intellektuellen Freiheiten, die die ostdeutsche Traumfabrik meinen Eltern hätte bieten können, darf man natürlich nicht überschätzen, denn der politische und ökonomische Rahmen, in dem wir lebten, war auch in der Filmstadt klar abgesteckt und relativ eng.

Aber mir gaben dieser Fantasieraum und die Grenznähe eine Inspiration der Freiheit. Durch meine Klassenkameraden bin ich mit Geschichten von Menschen aufgewachsen, die über Tunnel in den Westen gelangten. Ich träumte als Kind manchmal davon.

Im Winter, nachmittags nach dem Hort, der an der Karl-Marx-Straße lag, die am »geteilten« Griebnitzsee entlang ging, denn die andere Seite war schon West-Berlin, ärgerten wir die Grenzsoldaten. Da gab es wie überall an der Grenze nicht nur eine Selbstschussanlage, sondern auch eine Warnanlage mit Drähten. Diese Drähte lösten bei Berührung Alarm aus, und eine Rakete flog in den Himmel. Umso eine Rakete starten zu sehen, warfen wir Schneebälle auf die Drähte. Die Chance zu treffen, war gering, aber manchmal klappte es. Dann gab es ein Zischen und Blitzen. Die Grenzsoldaten kamen auf ihrem Motorrad angefahren. Weil sie keine Fußspuren sahen, waren sie verwirrt. Fehlalarm? Wir freuten uns.

West-Berlin war einen Katzensprung entfernt und doch unerreichbar. Der Fernsehturm auf dem Schäferberg lag für uns viel näher als der Fernsehturm am Alexanderplatz, »Ulbrichts Protzstängel«, bei dem sich im spiegelnden Metall der Aussichtsplattform ein Kreuz ergab – ausgerechnet ein Kreuz. Da hatte jemand nicht aufgepasst

KAPITEL 2

JUNGER PIONIER UND KONFIRMAND, STUDIUM AM SPRACHENKONVIKT UND TISCHLERLEHRE

Hätte mir in den 1970er-Jahren jemand prophezeit, dass ich einmal Mitglied einer Partei werden würde, ich hätte ihn vermutlich für verrückt gehalten. »Die Partei« kannte ich nur als Monstrum SED, das durch mehr als 2 Millionen Mitglieder in der DDR allgegenwärtig war. Über diese Partei musste man absurde Sätze lernen, wie dass sie »immer recht« habe, was zwar nicht wahr sein konnte, aber von vielen als gesetzte Wahrheit und sozialer Mechanismus akzeptiert wurde. »*Die Partei, die Partei, die hat immer recht ...*«, sangen wir manchmal resigniert, wenn wir etwas nicht verstanden und nicht akzeptieren wollten und konnten.

Die SED hatte ihre führende Rolle als »Partei der Arbeiterklasse« in der Verfassung verankert. Ihr führendes Organ war das Zentralkomitee, eine Riege alter Männer, die ein teilweise grotesk organisiertes Staatswesen verwalteten oder nach sozialistischen Vorstellungen zu verwalten suchten. Ihr Zentralorgan, das »Neue Deutschland«, musste man ab und an lesen, um für diese unwirkliche Wirklichkeit, die in der DDR entstanden war, wenigstens Namen und Begriffe zu haben. Diese halfen, sich mit anderen gefahrlos über diesen Staat zu verständigen und um einfach zu wissen, wie die herrschende Clique dachte und tickte. Denn es war schon wie ein Tick, man sah und spürte, dass es nicht so war, aber musste es dennoch für wahr halten.

Man brauchte das »Neue Deutschland« kurioserweise, um überhaupt sprachfähig zu bleiben in dieser realen Scheinwelt. Denn diese Partei bestimmte und veränderte auch Biografien. Das erfuhr ich schon als Kind. Wer SED-Mitglied war, konnte allein dadurch schon oft über andere bestimmen. Meine Klassenlehrerin zum Beispiel war die Parteisekretärin der Schule gewesen, eine einflussreiche Person. Sie entschied, dass ich nicht an die Erweiterte Oberschule gehen durfte, um dort das Abitur zu machen, weil ich mich nicht genügend gesellschaftlich engagiert hätte. Da stand ich nun. Als pubertierende Jungen spotteten wir über die »Vorhut der Arbeiterklasse« oft als »Vorhaut der Arbeiterklasse«, aber wir merkten, dass sie im wirklichen Leben über vieles gezogen wurde und einem das Scherzen ordentlich vergehen konnte.

Als SED-Mitglied musste man sich regelmäßig einer Gehirnwäsche unterziehen, die Parteilehrjahr hieß. Zwar konnte man deswegen innerhalb der Partei noch lange nichts bestimmen. Aber wer kein SED-Mitglied war, konnte erst recht nichts bestimmen. Wer nicht weiterwusste, weil er nicht weiterkam, zeigte in diesem Staat immer nach oben. Die im Kreis zeigten auf die im Bezirk, die im Bezirk auf die in Berlin. Und wenn die vielleicht gewollt hätten, aber nicht konnten, gab es die in Moskau. In der Volkskammer, so erzählte es ein Witz, gäbe es keine Toiletten, weil die sowieso wegen jeder Scheiße nach Moskau fahren.

Und wenn das alles noch nicht genug erklärte, war da ja noch die »historische Mission der Arbeiterklasse«, die eben Opfer verlangte.

Die SED-Mitglieder waren erkennbar am sogenannten »Bonbon«. So hieß das ovale Abzeichen, das den historischen Händedruck des Kommunisten Pieck und des Sozialdemokraten Grotewohl am 21./22. April 1946 zeigte – ein demütigender Moment für die alte SPD und eine der Gründungslügen der DDR. Je länger die DDR existierte, umso mehr gab es von diesen »Bonbons«. Und je mehr »Bonbons« es gab, desto seltener sah man sie. Am Ende der DDR gab es dann viele helle Flecken an Millionen von Sakkos.

Ich hatte sogar ein gewisses Verständnis für die, die in die SED eintraten. Die Mitgliedschaft war wie eine Eintrittskarte, vor allem

KAPITEL 3

GEBURTSTAGSREISEN IN DEN WESTEN UND DIE IDEE, IN DER DDR EINE SPD ZU GRÜNDEN

Im August 1986 war die Grenze zum Westen Berlins 25 Jahre geschlossen. Ein Kommilitone von mir, Reinhard Lampe, hatte gewagt, dagegen zu protestieren. Mit einem Sandwich-Schild – hinten und vorn ein Plakat – auf dem gestanden hatte »25 Jahre sind genug«, war er in der Eberswalder Straße inhaftiert worden. Er hatte gegenüber von einem der Podeste gestanden, von denen man aus dem Westen in den Osten gucken konnte. Ein paar Jahre zuvor hatte ich in einem Zoo in Sochumi auf einem solchen Podest gestanden und in das Afengehege hineingeschaut. Nun fühlte ich mich hier immer wie ein Affe, auf den die Leute im Westen wie in ein Gefängnis hineinguckten.

Reinhard Lampe wurde inhaftiert und kam erst Wochen später auf Druck der Kirchenleitung wieder frei und konnte sein Studium fortsetzen. Ich schwankte zwischen Bewunderung für seinen Mut und der Frage, was sich durch seine Aktion verändert hätte. Wenn viele den Mut haben würden wie er, würde sich etwas ändern spürte ich. Aber konnte das der Weg sein?

1987 wurde in beiden Teilen Berlins das 750-jährige Bestehen Berlins gefeiert. Einmal mehr wurde uns allen bewusst, dass es eine Stadt war, die nur einen winzigen Teil ihrer Geschichte lang geteilt war. Die Künstlichkeit der Teilung, 26 Jahre im Vergleich zu 724 Jah-

ren gemeinsamer Geschichte, wurde schmerzhaft spürbar. Beide Teile Berlins feierten getrennt, die Kirchen hingegen machten das gemeinsam. In Ostberlin fand ein evangelischer Kirchentag statt, bei dem die »Kirche von unten« zusätzlich zu dem sowieso DDR-kritischen Kirchentag noch deutlicher ihre Kritik benannte und klare Forderungen stellte für mehr Freiheitsrechte und Demokratie. Wieder wurden bis dahin gefürchtete Grenzen weiter verschoben, wuchs der Mut zum Widerspruch und die Bereitschaft, alles als gegeben hinzunehmen, sank weiter.

Es gab bei diesem Kirchentag wegen der Nähe zu West-Berlin viele nationale und internationale Gäste, mit denen auch so offen wie sonst selten diskutiert werden konnte. Und es gab die vielen Basis-, Friedens- und Umweltgruppen, die die Situation der Hauptstadt bei einem Kirchentag für ihre Themen nutzen wollten. Sie gründeten zu Beginn des Jahres 1987 die »Kirche von unten«, die nicht nur der DDR und ihrer Politik gegenüber kritisch war, sondern auch die Politik der Kirchenleitungen kritisierte. Sie wollten klarer und deutlicher ansprechen, was verändert werden sollte, und waren nicht bereit, so vorsichtig wie die offizielle Kirche ihre Positionen zu diskutieren. In der Pfingstgemeinde in Friedrichshain bekam die »Kirche von unten« während des Kirchentages ihr Zentrum und in den Diskussionen machten viele so wie ich neue Grenzerfahrungen. Viel deutlicher als sonst konnten hier im Schutz und in Auseinandersetzung mit der Kirche Probleme diskutiert werden. Was sonst nur in kleinen Gruppen angesprochen werden konnte, geschah hier mit einem viel größeren Publikum. Veranstalter und Gäste wurden durch die Diskussionen für eine offenere Auseinandersetzung mit dem DDR-Staat gestärkt. Wir spürten, es gibt einen Fortschritt, wenn auch noch nicht in der Sache, so doch in der Klarheit der Diskussion. Viele Dinge sind dort erstmals so deutlich und vor größerem Publikum ausgesprochen worden.

Die Kritik wurde nun im Herzen der DDR in Berlin laut. Ich verstand beide Seiten – die, die ungeduldig mehr forderten und die Kirchenleitung, die diesen Schutzraum nicht nur für den politischen Protest erhalten wollte, sondern auch für die originäre kirchliche

KAPITEL 4

GRÜNDUNG DER SDP AM 7. OKTOBER 1989 IN SCHWANTE

Die Bücher »Kleine Geschichte der DDR« von Hermann Weber und »Die Revolution entlässt ihre Kinder« von Wolfgang Leonhard hatten mir die Augen geöffnet. Der Verfall der Demokratie begann mit der Eliminierung der Sozialdemokratie 1946. Die große Lehre aus der Weimarer Republik war, dass die Spaltung der Arbeiterklasse, die Spaltung der fortschrittlichen Kräfte in SPD und KPD den Weg in den Untergang ermöglicht hatte. Und nun gab es sofort nach dem Krieg das Angebot der SPD an die KPD, dass man daraus lernen und sich verbinden sollte. Aber die KPD lehnte das auch auf Druck aus Moskau hin ab. Erst nach den Wahlen in Österreich, bei denen die Kommunistische Partei nur sehr wenige Stimmen bekam, wurde den Kommunisten klar, dass es für sie nur einen Weg gab. Nun wurde das Projekt der Vereinigung der beiden Parteien von Moskau aus und durch die Kommunisten mit Macht betrieben. Im Westen waren die Sozialdemokraten aufgrund der mit den Kommunisten gemachten Erfahrungen nicht mehr dazu bereit, aber in der Sowjetzone wurde die Vereinigung der beiden Parteien von kommunistischer Seite aus nun mit Macht forciert. Die Verbindung der beiden Parteien im April 1946 im Metropol-Theater am Bahnhof Friedrichstraße im Osten Berlins ging als Zwangsvereinigung in die Geschichte ein. Zwei Jahre später schon war Sozialdemokratismus

in der DDR strafbar. Die Mitglieder der SED, der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands trugen zwar alle als Parteiabzeichen am Revers ihrer Anzüge den historischen Händedruck von Otto Grotewohl und Wilhelm Pieck, aber im Grunde war die eine Hand, und das wofür sie stand eliminiert. In der Partei SED und in der 1949 gegründeten DDR wurde alles Sozialdemokratische getilgt. Die Partei und dann bald auch der Staat verstanden sich kommunistisch. Mir war klar geworden, dass der Verfall der Demokratie in der DDR mit der Auflösung der Sozialdemokratie begonnen hatte und dass die Wiederherstellung der Demokratie in der DDR nur mit der SPD gelingen konnte. Im Westen, in der Bundesrepublik, hatte die SPD all die Jahre eine zentrale Rolle gespielt. Die SED hatte mit der SPD sogar ein Papier ausgearbeitet über den »Streit der Ideologien«, das im »Neuen Deutschland«, dem Zentralorgan der SED, erschienen war. Wenn die Nichtexistenz der SPD die Voraussetzung für die Existenz der DDR war, dann musste die SPD wieder begründet werden auch für den Osten Deutschlands, um eine Partei zu haben, die die notwendigen Reformen auf den Weg bringen konnte. Es gab ein historisches Recht, auch weil die anderen Parteien in der DDR gleichgeschaltet worden waren und für diesen Prozess schon mangels Glaubwürdigkeit nicht geeignet waren, aber auch für mich die Pflicht, die Partei wieder zu begründen, die es im Osten Deutschlands nicht geben durfte. Im Grunde mussten wir auch im Osten unsere Hand aus dem Emblem zurückhaben. Und dafür musste die SPD wieder begründet werden. Aber wie dafür Partner finden, die den Mut hatten, in der Weise öffentlich in der DDR und ihrer führenden Partei zu widersprechen?

Ich hoffte, dass sich nach den Veranstaltungen, die ich mit meinem Vortrag »Über Notwendigkeit und Möglichkeit sozialdemokratischer Politik in der DDR« machte, Menschen finden würde, die das mit mir gemeinsam machen würden. Und so ging ich nach Potsdam-Babelsberg in meine Heimatgemeinde Friedrichskirche und nach Berlin in die Gethsemane-Kirchgemeinde und bat um die Erlaubnis. In Potsdam wurde sie mir von Pfarrer Flade erteilt und in Berlin wurde ich, als ich um die Erlaubnis bat, gefragt, ob ich auch zu der Gruppe gehören

KAPITEL 5

DIE REISE NACH BONN UND DIE PRÄFERENZ DER KONTAKTE DER SPD ZUR SDP

Ich hatte mich für Sonnabend, dem 14. Oktober, mit Ibrahim Böhme in der Potsdamer Erlöserkirche verabredet, wo er auf einer Veranstaltung der Oppositionsgruppen die Gründung der SDP vorstellen wollte. Ich wollte mit ihm besprechen, was ich auf meiner Reise in den Westen für die neu gegründete SDP tun könnte. Während unserer Vorstandssitzung nach der Gründung hatte ich es bewusst nicht gesagt, aus Angst, es könne jemand von der Stasi dabei sein und auf diese Weise alarmiert werden und die Reise verhindern. Aber Böhme war wie leider häufig zum verabredeten Zeitpunkt nicht da, sodass ich unserem 1. Sprecher, Stephan Hilsberg, Bescheid sagte. Er hatte aber wenig Zeit und hörte kaum zu, weil er zurück nach Berlin wollte, was zu dieser Zeit noch eine etwa zweistündige Zugreise bedeutete. So war ich dann am Montag, dem 16. Oktober früh am Bahnhof Zoo, glücklich, wieder ein paar Tage »Ausgang« aus der DDR erhalten zu haben, froh, dass das, was ich mir beim letzten Mal vorgenommen hatte, gelungen war: Ich hatte etwas wirklich Wichtiges erreicht – die Gründung der SDP mit vorbereitet und durchgeführt. Ich würde also bei dieser Reise auf keinen Fall – wie zumindest erwogen – im Westen bleiben, sondern zurückkehren. Ich wurde gebraucht und was ich tat, hatte wirklich Sinn. Mein Visum galt für die BRD, nicht für West-Berlin, insofern han-

delte ich »illegal«, wenn ich nicht mit dem nächsten Interzonenzug »in die BRD« fuhr, sondern einen ganzen Tag in West-Berlin verbrachte. Ich ging zu Reinhard Kraft vom ÖMI, dem Ökumenisch-Missionarischen Zentrum, das in der Jebensstraße am Bahnhof Zoo bei der EKU, der »Evangelische Kirche der Union« untergebracht war. Voller Stolz erzählte ich ihm während er mir ein Buch von Rosenstock-Huussy kopierte, dass ich mit Freunden gerade vor neun Tagen die SDP gegründet hatte. Er war sprachlos und guckte mich in einer Mischung von Verwunderung und Erstaunen an. Verwunderung darüber, dass es mir trotzdem gelungen war, hier zu sein, Erstaunen über meine Ruhe, um nicht zu sagen Einfalt, dass ich hier saß und kopierte, anstatt etwas von dieser Gründung zu erzählen. Erregt fragte er mich, ob ich bereit wäre, dem RIAS ein Interview zu geben. Verwundert sagte ich: »Wenn das so einfach geht?«. Ich wollte natürlich. Auf diese Weise würde man von der SDP im Osten das erste Mal hören können. Denn RIAS wurde überall in Ostberlin gehört und ich konnte für die SDP werben, erklären was wir wollten und wie man Mitglied in der SDP wird. Sofort rief Reinhard Kraft beim RIAS an und auch dort war man erstaunt. »Was, und der ist hier?« Wenig später saß ich dann in der Kufsteiner Straße im »Herzen vom Klassenfeind«. Aus einem Interview wurden zwei und als ich das erste Mal in meinem Leben in einem dieser kleinen schalldichten Räume saß, mit dem Mikrofon vor dem Gesicht, das durch Licht anzeigte, dass jetzt vielleicht Tausende zuhörten, spürte ich Aufregung, mehr aber noch Verantwortung. Im Osten hatten wir eigentlich keine Publikationsmöglichkeiten, bestenfalls die Wachsmatrizenabzüge, aber damit erreichte man eben meist nur die sowieso schon kritischen Geister der Opposition und kaum die wirkliche Öffentlichkeit.

»Wir haben eine sozialdemokratische Partei gegründet. Wir haben ein historisches Recht darauf, denn weil die SED nicht Einheitspartei, sondern kommunistische Partei ist, muss das alte Recht der Sozialdemokratie auch im Osten wiederhergestellt werden. Wir haben deshalb nicht unsere Zulassung in der DDR beantragt, wie auch, auf welcher rechtlichen Grundlage, wohl aber unsere Aufnahme in die